

# „Minderheiten in der frühneuzeitlichen Wirtschaft“

Gründungstagung des Irseer Arbeitskreises für vorindustrielle Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 23. bis 25. März 2001.

Ein Bericht<sup>1</sup>

*Margareth Lanzinger*

Analog zu einem Aufsatztitel von Wolfgang Kaschuba, „Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs“<sup>2</sup>, ließe sich auch – und vielleicht noch mehr – vom Verschwinden des Wirtschaftlichen im geschichtswissenschaftlichen Diskurs sprechen. Anders als in den angelsächsischen Ländern, in Italien oder Frankreich rückt Wirtschafts-geschichte in der deutschsprachigen Historiographie zusehends an den Rand und wird von sozial-, kultur- und geschlechtergeschichtlichen Fragestellungen abgekoppelt. Das Anliegen, dieser Tendenz gegenzusteuern, konstituierte den Ausgangspunkt für die von Mark Häberlein (Freiburg) und Christof Jeggle (Berlin) gesetzte Initiative zur Gründung eines Arbeitskreises für vorindustrielle Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der im März dieses Jahres erstmals an der Schwabenakademie Irsee im Allgäu tagte.

Die konzeptionellen Ziele formulierte Christof Jeggle in der Tagungsankündigung sowie in einem einleitenden Vortrag: Zum einen steht der Arbeitskreis programmatisch für das Plädoyer, ökonomische Aspekte – Aneignung, Distribution, Austausch von Dinglichem, Märkte und Geld, etwa in Form von Krediten, Renten, Stiftungen etc. auch als soziokulturelle Institutionen – (wieder) verstärkt in sozialgeschichtliche und historisch-anthropologische Forschungen einzubeziehen. Zum anderen liegt eine besondere Herausforderung darin, etablierte Begrifflichkeiten wie „Arbeit“, „Handel“, „Markt“, „Produktion“, „Konsumption“, „Haushalt“, „Geld“ und andere mehr in historischen und vor allem frühneuzeitlichen Forschungskontexten neu zu hinterfragen, allerdings nicht als abstrakte Übung, sondern eingebunden in die quellenmäßig erfassbaren Vorstel-

1 Als Gedächtnisstütze dienten zusätzlich zu eigenen Aufzeichnungen die Aussendung von Christof Jeggle, Neuer AK für vorindustrielle Wirtschafts- und Sozialgeschichte, H-SOZ-U-KULT, 1. November 2000 sowie der Tagungsbericht von Irmgard Schwanke, H-SOZ-U-KULT, 4. Mai 2001.

2 Wolfgang KASCHUBA, Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: DERS. (Hg.), Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie (Zeithorizonte 1), Berlin 1995, S. 11–30; vgl. auch DERS., „Kulturalismus: Kultur statt Gesellschaft? In: Geschichte und Gesellschaft, 21 (1995), S. 80–95.

lungswelten von Akteurinnen und Akteuren. Wenn es darum geht, eine konzeptionelle Ausrichtung neu zu überlegen, erscheint eine solche Auseinandersetzung nicht zuletzt aufgrund einer problematischen wissenschaftsgeschichtlichen Erbschaft notwendig. Den Bedeutungsverlust der Wirtschaftsgeschichte sieht Christof Jeggle als Ergebnis des mehrfachen und nicht zu ihren Gunsten ausgefallenen Schlagabtausches konkurrierender Strömungen in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft – zunächst Sozialgeschichte versus Politikgeschichte gefolgt vom breiten Einzug des *cultural turn*. Für nach wie vor wirtschaftshistorisch Interessierte herrscht also Handlungsbedarf.

Mikrogeschichte als Forschungsansatz, der den Blick auf interpersonale Beziehungen und Netze richtet, soziale Strukturierung, Praxis und kulturelle Strukturierung miteinander verbindet, empirisch auf breiter und diversifizierter Quellenbasis und kontextbezogen arbeitet, sich experimentierfreudig und vergleichsweise frei von Berührungsängsten mit anderen Disziplinen zeigt, scheint – wie auch einschlägige Studien in Italien unter Beweis stellen – in besonderem Maße für wirtschafts-integrierendes Arbeiten prädestiniert. Neue Ansätze einer sozialen Institutionenökonomie, der Wirtschaftsethnologie oder -soziologie bieten ebenso mögliche Anknüpfungspunkte wie Geschlechtergeschichte und die Auseinandersetzung mit Geschlechterdifferenz oder Netzwerkanalysen. Für Untersuchungen aus solchen und ähnlich gelagerten Forschungsfeldern will der Arbeitskreis ein Forum bieten.

Gleichzeitig soll er auch als Ort des Austausches, der Kommunikation und Vernetzung vor allem für NachwuchswissenschaftlerInnen fungieren, um die Diskussion über Kulturen des Wirtschaftens und der materiellen Welt unter jüngeren FachvertreterInnen in Gang zu bringen beziehungsweise zu intensivieren und zu institutionalisieren. Die Auswahl der Referentinnen und Referenten orientiert sich – genauso wie in anderen bundesdeutschen Arbeitskreisen – an diesen Desideraten. Als struktureller Rahmen des Arbeitskreises sind alljährliche Treffen geplant, auf denen – wie auf der ersten Tagung bereits erfolgreich erprobt – der Bedeutung des informellen Austausches vom Organisations- und Zeitplan her Rechnung getragen werden soll. Angestrebt wird eine gewisse personelle Kontinuität der derzeit etwa 35 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kreises, um eine Verdichtung und Systematisierung der Diskussion zu gewährleisten. Insofern ist auch der Prozesscharakter zu betonen, der solche Arbeitskreise vom ‚normalen‘ Tagungsbetrieb unterscheidet. Denn gangbare Wege, die verschiedene der hier genannten Perspektiven vereinen, gilt es zum Teil noch auszuloten, vor allem aber umzusetzen. In Richtung Kontinuität

unterstützend wirkt nicht zuletzt auch das gemeinsame Nachdenken über mögliche weitere Schwerpunkte. Aus geäußerten Interessensgebieten resultierte „Gewerbliche Produktion und Arbeitsorganisation“ als Thema für das nächste Treffens im März 2002. Angesichts der forschungspolitisch prekären Gesamtsituation könnte dies schließlich auch ein Raum sein, gemeinsam über mögliche Finanzierungsstrategien für innovative historische Forschung nachzudenken, die letztlich auch einer Auseinandersetzung mit den geänderten Anforderungen an die Wissensvermittlung bedürfen.

Inhaltlich ging es bei dieser ersten Tagung um „Minderheiten in der frühneuzeitlichen Wirtschaft“, und diesen waren mit dem öffentlichen Abendvortrag von Rolf Kiessling (Augsburg) zum Thema „Juden in der schwäbischen Wirtschaft“ insgesamt acht Referate gewidmet. Mark Häberlein skizzierte in seinem Einführungsvortrag zunächst die wenig zufriedenstellende Forschungslage: Die Beschäftigung mit Minderheiten galt zumeist einzelnen und ganz bestimmten, vor allem „auffälligen“ Gruppen, zum Beispiel Juden oder Mennoniten, während andere vernachlässigt wurden. Sehr präsent ist auch das Bild von Minderheiten als „Entwicklungshelfer“, als Vermittler von *know-how*, doch lässt sich deren Geschichte keineswegs allgemein als „Erfolgsgeschichte“ schreiben. Schließlich gestaltet sich auch die Definitionsfrage nicht einfach: Regionale Minderheiten können gleichzeitig lokale Mehrheiten bilden. Wer wie klassifiziert wird, hängt von den Entstehungskontexten der jeweiligen Quellengattung ab, in denen Angehörige von Minderheiten aufscheinen. Der Grad der sozialen Integration und Akzeptanz geht nicht gleichsam automatisch aus einer Herkunftsangabe oder dem religiösen Bekenntnis hervor. Mark Häberlein plädierte im Weiteren für eine analytische Trennung zwischen Minderheiten und Randgruppen, da letztere ein sehr heterogenes soziales Feld bezeichnen. Wichtige Faktoren und Indikatoren, die es in einschlägige Forschungen einzubeziehen gilt, sind soziale Verflechtungen und Netzwerke durch Beziehungen wie Verwandtschaft, Nachbarschaft oder Patronage, Kreise von Partnerwahl und Patenwahl sowie obrigkeitliche Interessen beispielsweise in Form von Privilegien. Doch geht es nicht nur um wirtschaftliche Kategorien wie „Kapital“ oder „Arbeit“, sondern auch um Ehre und Prestige oder die Frage der Selbstwahrnehmung. Und hier bieten sich Verknüpfungen dieser als komplementär verstandenen Angebote mit historisch-anthropologischen Ansätzen an.

Das Referat von Martin Zürn (Freiburg) hatte „Wirtschafts- und Sozialbeziehungen savoyischer Einwanderer in Augsburg, Freiburg und Konstanz in der Frühen Neuzeit“ zum Thema. In Form eines Werkstattberich-

tes aus einem noch laufenden Projekt gab er Einblick in verschiedene Problemfelder der Erfassung der aus dem französischen, italienischen und alemannischen Raum kommenden Savoyer, die sich in größerer Zahl in den genannten süddeutschen Städten niederließen. Augsburg und Konstanz zeigten sich relativ offen, während sich Freiburg deutlich abschnittete. Die savoyischen Beziehungsnetze rollte Martin Zürn anhand der Wahl von EhepartnerInnen und Trauzeugen auf. Als wichtige Bezugfelder erwiesen sich neben Verwandtschaft auch Landmannschaften. Aus dem auch aus Einbürgerungen und Steuerbucheinträgen gewonnenen Spektrum lässt sich von einer doppelten Integration sprechen: Enge und dauerhafte Beziehungen mit dem Herkunftsgebiet stehen neben dem Eingebundensein am Ort der Zuwanderung durch Heirat, die Übernahme kommunaler Ämter und anderes mehr.

Eva Wiebel (Freiburg) sprach über „Wirtschaftliche Beziehungen und Konflikte zwischen französischen und savoyischen Einwanderern, jüdischen Einwohnern und der Stadt Breisach am Rhein im 18. Jahrhundert“. Der Akzent lag auf sozialen wie wirtschaftlichen Auseinandersetzungen und Spannungen, die sie im Gesamtkontext von Einwohnerschaft und Stadt situierte. Sie betrachtete die Minderheiten also nicht isoliert und konnte damit zeigen, dass Konfliktlinien nicht starr zwischen bestimmten Gruppierungen verliefen, sondern eine gewisse Flexibilität aufwiesen, die an je spezifische Interessen gebunden war. Diese Herangehensweise lieferte einen tragfähigen Erklärungsrahmen für sich wandelnde Positionen der Akzeptanz oder Ablehnung sowie gegenüber Zuwanderung. Eine wichtige Frage betraf auch den Komplex von Stereotypen, die jederzeit bei entsprechender Stimmungslage und zu gegebenen Anlässen aktiviert werden konnten und offensichtlich einen hohen Grad an Persistenz und unerschütterlicher Präsenz aufwiesen.

Rotraud Ries (Herford) stellte in ihrem Referat „Persönlichkeit – Ökonomie – Kultur“ den jüdischen Finanzier und Hofmann Alexander David, der zwischen 1687 und 1765 lebte, vor. Anhand des Inventars seiner Verlassenschaft ließ sich die reiche Ausstattung seines Hauses rekonstruieren. Sie ist im Kontext geld-, macht- und modebedingter Repräsentation anzusiedeln und als Lebensstil daher – nach Ansicht von Rotraud Ries – nicht als Traditions- oder Kulturbruch zu interpretieren. Für eine doppelte kulturelle Orientierung spricht neben dem Besitz jüdischer Kultgegenstände und hebräischer Bücher auch die nachgezeichnete Gedächtnisversicherung, die sich in einem Nebeneinander von lokal üblicher und jüdisch-religiöser Memoria dieses – fast prototypisch – über die ökonomische Schiene integrierten ‚jüdischen Hofmannes‘ manifestierte.

Nach Übersee führte Claudia Schnurmann (Göttingen), die sich in ihrem Vortrag „Jüdische Kaufleute und Pflanzler im atlantischen Raum des 17. Jahrhunderts“ am Beispiel von Samuel Cohen Nassy und Luis Dias Gutierrez mit sephardischen Juden befasste. Sie zeichnete entlang der Aktivitäten dieser Protagonisten verschiedene Formen kommerzieller Netzwerke und unterschiedlich dichte Beziehungen zwischen Kolonien und Mutterländern nach. Gerade in wirtschaftlichen Zusammenhängen etablierten Kolonien eigene „symbiotische“ Verbindungen untereinander – wie das Beispiel Surinam und Barbado demonstrierte –, und das auch bei enormen geographischen Entfernungen, und setzten sich über – beispielsweise merkantilistische – Interessen oder Gesetze des Mutterlandes hinweg. Ein weiteres Mal zeigte sich, dass sozio-ökonomische Verflechtungen trotz des Festhaltens an der jüdischen Identität weit über den eigenen Kreis hinausgingen.

Julia Zunckel (Genua) präsentierte ihre Untersuchungen über „Oberdeutsche Kaufleute in Genua im späten 16. und 17. Jahrhundert“, welche die größte Kaufmannskolonie der Stadt darstellten und hauptsächlich im Leinenhandel tätig waren. Doch formierten sie keine homogene Gruppe, woraus sich als eine im thematischen Kontext der Tagung wichtige Frage ableitet, inwieweit kulturelle Identitäten soziale Schranken relativieren konnten. Hierzu stehen detailliertere Forschungen ebenso noch aus wie zu Kaufmannskolonien anderer Provenienz. Die rätoromanischen Kaufleute aus dem alpinen ‚Zwischenraum‘ integrierten sich im Vergleich zu den süddeutschen weit stärker in Genua, waren sie doch dem Zuwanderungsort sprachlich-kulturell näher. Deutlich wurde auch hier die Konjunkturabhängigkeit von Wanderungsbewegungen und bevorzugten Niederlassungen von Kaufleuten und Handelshäusern.

Roland Paul (Kaiserslautern) stellte schließlich „Mennoniten in der Pfalz: Ihr Beitrag zur Wirtschaftsentwicklung im Vergleich mit anderen Minderheiten“ vor und begab sich damit in deren Haupteinwanderungsgebiet im 16. und 17. Jahrhundert. Sie kamen zunächst hauptsächlich aus der Schweiz, in der zweiten Hälfte des 17. und im beginnenden 18. Jahrhundert sehr viele auch aus Tirol und waren hauptsächlich Bauhandwerker wie Maurer, Zimmerleute oder Steinmetze. Bekannt waren die Mennoniten aber hier wie auch in anderen Regionen vor allem für eine vorbildliche und marktorientierte Landwirtschaft, in der sie schon früh agrar-reformerische Neuerungen einsetzten.

Ein verbindendes Element zwischen den einzelnen Referaten war die Untersuchung der jeweils thematisierten Minderheiten am Schnittpunkt von sozioökonomischen und soziokulturellen Ebenen. Die Fragestellung

gen kreisten immer wieder um verschiedene Facetten von Identitäten, soziale und kulturelle Orientierungen, Beziehungsnetze sowie Muster, Wege und Ausdrucksformen von Integration einerseits und um damit verknüpfte wirtschaftliche Aspekte andererseits: etwa als Motivation von Niederlassung und Wahl des Ortes, als konstituierendes Element für den Auf- und Ausbau von Netzwerken, als Faktor der sozialen Positionierung und des Eröffnens aber auch Verschließens von Handlungsräumen. Als ein schwieriges Terrain erwies sich das letztlich oft nicht zu klärende Spannungsfeld zwischen der auf formalen Kriterien basierenden Außenzuschreibung als „Minderheit“ durch die Forschenden und der eigenen Sichtweise der als solche Definierten. So bleibt als Fazit dieses ersten Treffens festzustellen, dass das Potential des hier lancierten Ansatzes ebenso sichtbar geworden ist wie die zukunftsweisende Perspektive, dass es auf dem Sektor noch viel zu tun gibt.